

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Volksblatt. 1878-1882 1878

13 (31.3.1878)

Prüfet Alles, das Gute behaltet!

Einiges Mannes Rede ist keine Rede, Man muß sie hören beide.

Im Nöthigen Einheit, Im Zweifelhafteu Freiheit, In Allem Liebe!

Volksblatt.

Herausgegeben von Dr. Chr. G. Soffinger.

Erscheint jede Woche.
Bestellbar bei der Post und im Buchhandel.
Preis vierteljährlich: Im Reichspostgebiete, bei der Post abgeholt, 40 Pf.; ins Haus gebracht und im Buchhandel (Commissionsär L. Fernau in Leipzig) 55 Pf.
Passende Anzeigen: Die Nonpareille-Zeile oder deren Raum 80 Pf.

Nr. 13.

Strassburg im Elsaß,

31. März 1878.

Papst Leo XIII.

Das höchst wichtige Ereigniß einer Papstwahl war in der Christenheit seit dem Jahre 1846, in welchem Pius IX. den Thron bestieg, nicht vorgekommen. Wie Vieles hat sich seit damals bis zu dem Zeitpunkt, an dem Pius seine Augen schloß, auch für das Papstthum geändert! Nicht mehr wurde der Nachfolger Pius IX. wie früher ein Herr über Land und Leute; dagegen durfte er, wer er auch sein mochte, überzeugt sein, daß viele Millionen gläubiger Katholiken ihm als ihrem „unfehlbaren“ Oberhaupte huldigen würden.

Durch die großen Fortschritte, welche das Verkehrswesen gemacht hat, war es möglich, daß auch fern von Rom wohnende Kardinäle rasch dahin eilen konnten, um gemeinsam mit ihren Amtsgenossen das ihnen allein zustehende Recht der Papstwahl auszuüben. Sie fanden sich denn auch fast ganz vollzählig ein.

Zehn Tage nach dem Tode des Papstes hatten sie sich in Zellen zu begeben, welche im Vatikan eigens für sie hergerichtet worden waren; dieselben besaßen eine ganz einfache Ausstattung; jeder Kardinal hatte seine eigene. Am Abend des 18. Februar verfügten sie sich dahin. Der Kardinal-Kämmerer hielt nun genaue Haussuchung, ob sich kein Unberufener eingeschlichen habe, dann wurden die zum „Conclave“¹ führenden Thore geschlossen, und zwar von außen durch den päpstlichen Marschall, von innen durch den Kardinal-Kämmerer. Diese Maßregel bezweckte, von den Kardinälen jeden äußeren Einfluß abzuhalten und ihnen die Freiheit ihrer Entscheidung zu wahren.

Viele meinten, die Wahl würde lange währen; wußte man doch, daß die Kardinäle früher bisweilen lange versammelt waren, ehe sie sich auf einen neuen Papst hatten einigen können, es ist z. B. ein Conclave bekannt, das 131 Tage dauerte; auch war die Rede davon, daß es verschiedene Richtungen unter den Kardinälen gebe, deren jede einen Papst nach ihrem Sinne

wählen wolle; die Einen, so hieß es, wollten nichts von einer Versöhnung mit den Regierungen wissen, mit denen Pius IX. in Zwiespalt kam, andere dagegen streben eine solche an, während noch andere zwischen beiden Parteien zu vermitteln suchten. Ehe jedoch zwei Tage verflossen waren, schon im dritten Wahlgange, fielen mehr als die zur Gültigkeit der Wahl erforderlichen zwei Drittel der Stimmen auf den Kardinal-Kämmerer Pecci, welcher sich auch zur Annahme der Papstwürde bereit erklärte und den Namen Leo XIII. annahm.

Die Kardinäle huldigten ihm nunmehr sofort. Noch an demselben Tage ertheilte er der nach vielen Tausenden zählenden Menge des herbeigeeilten Volkes den Segen.

Auch bei dieser Wahl war die Regel beobachtet worden, daß nur ein Kardinal zum Papst gewählt werden soll (Fälle, in denen dies anders gehalten wurde, gehören zu den Ausnahmen). Auch war der Papst wieder, wie gewöhnlich, ein Italiener. (Ueber die Hälfte der Kardinäle, deren Zahl auf höchstens 70 festgesetzt ist, bestand aus Italienern; die 14 Millionen Seelen zählenden Katholiken des Deutschen Reichs waren nur durch zwei Kardinäle — Hohenlohe und Ledochowski — vertreten.) Dagegen war es nicht üblich, daß der Kardinal-Kämmerer dieser höchsten Würde theilhaftig wurde. Der Kardinal-Kämmerer ist mit der



Papst Leo XIII.

als Joachim Pecci am 2. März 1810 zu Carpineto in Italien geboren, den 20. Februar 1878 zum Papste erwählt.

Verwaltung der Geldangelegenheiten des päpstlichen Stuhls betraut und hat die wichtige Aufgabe, nach dem Tode eines Papstes die Anordnungen zum Conclave zu treffen; bis zur Wiederwahl eines Kirchenoberhauptes ist er päpstlicher Verweser. Da die Gefahr nahe liegt, daß er in dieser einflussreichen Stellung für seine eigene Wahl werben könnte, herrschte früher die Gepflogenheit, ihn nicht zu wählen. Dieses Mal beachteten die Kardinäle dieses Herkommen jedoch nicht, was allerdings mit der kurzen Zeit, seit welcher Pecci dieses Amt bekleidete (seit dem September 1877), erklärt werden kann.

Seine Papstkrönung erfolgte am 3. März. Besonderer Erwähnung bei dieser Feier, bei welcher der

¹ Conclave, ein lateinisches Wort, heißt: Gemach; dann nennt man auch so die Versammlung der Kardinäle, welche in dem „Gemach“ die Papstwahl vornehmen.

päpstliche Stuhl großen Glanz entfaltet, verdient die Sitte, daß während man den Papst in der Kirche umherträgt, vor seinen Augen Berg verbrannt und dazu gesagt wird: Sic transit gloria mundi (So vergeht die Herrlichkeit der Welt).

Joachim Pecci, am 2. März 1810 zu Carpineto, im ehemaligen Kirchenstaat, geboren, stammt aus einem altadeligen Geschlechte. Seinen Unterricht genoß er in Rom. Schon frühe zeichnete er sich aus und lenkte die Aufmerksamkeit des Papstes Gregor XVI. auf sich. Derselbe ernannte ihn 1837 zu seinem Hausprälaten. Bald darauf wurde er päpstlicher Unterstatthalter in Benevent, dann in Spoleto und in Perugia. In Benevent hatte er die Ordnung gegen Räuber aufrecht zu halten; er entledigte sich dieser Aufgabe mit vielem Geschick und brachte es sogar dahin, daß sich die Gefängnisse unter seiner Regierung leerten. Schon 1843 wurde er Erzbischof. Der Papst sandte ihn nun nach Brüssel, damit er die Interessen des päpstlichen Stuhles in Belgien vertrete. Es gelang ihm dies zur Zufriedenheit nicht nur des Papstes sondern auch des Königs Leopold von Belgien. Sein Gesundheitszustand machte es jedoch rätlich, daß er diese Stelle wieder aufgab. Darauf wurde er (im Januar 1846) Erzbischof von Perugia. Die Kardinalswürde stellte ihm der Papst bereits damals in Aussicht, thatsächlich erhielt er sie jedoch erst am 19. Dezember 1853. Im September 1877 wurde er Kardinalkämmerer und mußte seinen Wohnsitz nach Rom verlegen.

Seinem Aeußeren nach besitzt er eine hohe, magere Gestalt und feingeschnittene Züge; im Benehmen zeigt er große Gewandtheit. Die päpstliche Würde weiß er auch in seinem Auftreten gut zur Geltung zu bringen. Die päpstliche Hof- und Haushaltung hat er sofort bedeutend vereinfacht und dadurch beträchtliche Ersparungen erzielt.

Von den Entscheidungen, welche er treffen wird, hängt sehr Vieles ab; aufmerksam achtet man daher auf jedes Wort und sieht auf jede That, aus der man einen Schluß auf seine Stellung zu den weltlichen Regierungen und zu den wichtigen Fragen der Gegenwart ziehen kann. Wenn ihm auch seine Handlungen durch die Lehre und die Einrichtungen der katholischen Kirche vielfach genau vorgezeichnet sind, so bietet sich ihm doch noch gar manches Mal die Gelegenheit, den Umständen Rechnung zu tragen und ein friedliches Verhältnis zu den weltlichen Regierungen anzubahnen. Im Deutschen Reiche gibts schon seit mehreren Jahren heftigen Streit in den Fragen, welche die Stellung der Kirche zum Staate betreffen. Jeder, der sein Vaterland liebt, muß wünschen, daß es dem neuen Papste gelinge, einen Weg zu finden, der zu einem guten Einvernehmen zwischen diesen beiden großen Mächten führt. Es wäre ein herrliches Ding, wenn es von den Glocken, welche der Welt das Ereigniß verkündigten: „Die katholische Kirche hat einen Papst“, heißen dürfte: Friede war ihr erst Geläute!

Aus dem Leben der Landstreicher.

Ueber allerlei Geschichten, welche die Jetztzeit bewegen, uns unterhaltend, saßen wir, einige Freunde, gemüthlich beim Gläschen Bier, bis einer das Gespräch auch auf die Landstreicher brachte, welche bekanntlich nach allen Berichten der Behörden merklich an Zahl zunehmen. Halt, dachte ich, zur Klarstellung dieses Gegenstandes kannst auch du einen kleinen Beitrag geben und begann einige Heldengestalten aus dieser höchst edlen Sorte Erdenpilger „ohne Ruh noch Rast“ vorzuführen, die mir während meines Aufenthaltes im Elsaß ihre ganz ergebenste und gehorsamste Aufwartung gemacht haben.

Stets in der Erinnerung bleibt mir der erste, welcher mich als hilfsbedürftiger deutscher Vaterlandsgenosse im Jahre 1872 aufsuchte. In einer zitternden und bebenden Sprache, die schon mehr dem „Heulen und Zähneklappen“ nahe kam und mit einem Gefühl, das zu dem Scherzwort: „Ich habe seit vierzehn Tagen keinen warmen Köffel im Leibe gehabt“, recht paßte, suchte er sich bei mir unter dem Titel zu empfehlen: „Ein Schiffbrüchiger aus Triest“. Da ich mir stets die Mühe gab, die Papiere der meine Barmherzigkeit zu gewinnen hoffenden Unglücklichen einer genauen Durchsicht zu unterziehen, ließ ich mir den schriftlichen Nachweis über den erlittenen Schiffbruch vorlegen. Doch das Zeugniß, natürlich mit unzähligen

dunkelgrau-braunen Fingerabdrücken gekennzeichnet, rührte vom Jahr 1856 her! Man denke sich die Redlichkeit, besser gesagt, die Frechheit, einem Menschen zuzumuthen, für einen sogenannten Schiffbrüchigen einzutreten, der, falls das Zeugniß echt war, im lieben deutschen Vaterland sicherlich auf allen Gassen und Straßen, in Stadt und Land sechzehn Jahre lang umhergebummelt sein mußte. Sobald ich deutlich und etwas langsam achtzehnhundertsechszig aus sprach, bekam der Schiffbrüchige plötzlich eine große Eile, griff nach seinem Zeugniß und lief von dannen, sichtlich erfreut, meiner weiteren Prüfung entgangen zu sein.

Nach einiger Zeit klopfte bei mir ein feingestriegelter, neumodisch gekleideter, sich äußerst frei benehmender junger Mann an und fing in wohlklingender Sprache seine Bitte mit folgenden Worten an: „Mein Herr! Ich bin auf der Reise nach meiner Heimath Königsberg in Ostpreußen begriffen. Während alle Geschäfte nach Beendigung des schweren Krieges blühen, liegt mein Beruf darnieder; vergebens ist bisher mein Bemühen um Arbeit gewesen. Ich bitte Sie, mir eine Unterstützung zur Heimreise geben zu wollen, damit ich bald Königsberg erreiche.“ Der erste Eindruck mag oft trügen, aber ich folge ihm dennoch gern, namentlich im Zusammentreffen mit Landstreichern. Auch jetzt mußte

ich mir wiederum sagen: „Dem Vogel sieht man's gleich an seinen Federn an, daß der nichts Gutes singen kann.“ Gar stutzig wurde er, als ich ihm bemerkte, daß er keine Spuren ostpreussischer Mundart in seiner Sprache verrathe. Auf meine Frage, was er für ein Geschäft habe, antwortete er ganz verschämt: „Ich bin ein Haarkräuseler!“ „Haarkräuseler?“ so mußte ich unwillkürlich rufen. „Kräuseln Sie gefälltigt zunächst hier in unserer Stadt Haare, dann gehen Sie zu Fuß nach Schlettstadt und kräuseln dort wieder Haare, und so kräuseln Sie sich selbst weiter von Stadt zu Stadt bis nach Königsberg.“ Das war meine Antwort. Der Mensch schien ein rechter Faulenzer zu sein. — Eine ähnliche Erscheinung bot ein sogenannter Diatar, d. h. Rechnungsbeamter der Regierung, aus dem Ober-Elsaß dar. Als „gebildeter Mann“, der sich zu beschmen weiß, ließ sich der Herr — auf dem Haupte trug er einen feinen Seidenhut (Cylinder), an den Händen ganz neue Glacé-Handschuhe; ob beide wohl bezahlt waren? — durch das Dienstmädchen bei mir anmelden. Nachdem wir uns gegenseitig die üblichen regelrechten Verbeugungen gemacht hatten, eröffnete er mir, daß er eine ehrenvolle Berufung nach Metz bekommen habe, doch fehle ihm ein Theil des Reisegebetes, er könne nur bis zu einer bestimmten Station vor Metz gelangen. Seine Bitte gehe dahin, daß ich ihm das fehlende Geld vorstrecken möchte, er würde es in kürzester Frist mir zurückschicken. Als ich nach seinen Papieren fragte, entschuldigte er sich sehr gewandt; denn er bemerkte urplötzlich, daß er dieselben im Gasthof hatte liegen lassen. Als ich die Namen seiner bisherigen und zukünftigen Behörde erforchte, konnte er sich in dem Augenblick gar nicht recht darauf besinnen und bat mich wiederholt in artigster Weise um „Verzeihung“. Ich entließ ihn deshalb mit dem Rath, bis zu der von ihm genannten Station vor Metz schleunigst zu fahren, alsdann weiter zu Fuß zu gehen. Wollte er eine Unterstützung, so müsse ich wenigstens seine Papiere sehen. Er versprach sie zu holen, doch auf dem Wege ist er geblieben.

Ja, in Bezug auf die Papiere, — so unterbrach mich jetzt ein Freund — habe ich nämlich auch eine sonderbare Geschichte erlebt. Da sagte ich einem Menschen: „Lassen Sie Ihre Papiere bei mir; ich werde sie dem Vorstand unseres Unterstützungsvereins vorlegen.“ Doch was antwortet der Kerl? „Dann müßte ich ja ein Narr sein!“ Sprach's und suchte das Weite.

Und wirklich, wo soll man anfangen, und wo aufhören — so fuhr ich zu erzählen fort — wenn man die Gestalten aus der wandernden Gesellschaft der Landstreicher näher schildern will? Vertreter aller Nationalitäten, aller Religionen, aller Handwerke, aber auch aller Schliche und Ränke, aller geheimen und offenbaren Bosheiten, Diebsgestübel und Verbrecher ziehen aus und ein durch unsere Städte. Da hat z. B. vor mir geseffen ein alter Mann mit schneeweißem Haar, ein zu schwerer Zuchthausstrafe verurtheilter Verbrecher der Pariser Commune. Seine Gesichtszüge

verriethen, daß er die Wahrheit sagte, wenn er bekannte: „Ich habe den Lohn meiner Thaten empfangen.“ Ein Weib bettelt um Almosen. Beim Weggehen stiehlt sie der Dienstmagd die auf dem Hausflur stehenden neuen Holzschuhe und läßt ihre alten dafür zurück. Es reist eine ganze Gesellschaft von Landstreichern beständig durch das Elsaß in die Schweiz und kommt von dorthier zurück, natürlich immer unter anderem Namen, in anderer Kleidung, mit anderer Stimme, mit anderen Uebeln behaftet. Manche von diesen Schauspielern sind schon entlarvt worden, und immer treten sie von Neuem auf die Bühne des Lebens. Es gewinnt den Anschein, als hätten sie unter sich Bureau's, welche genaue Listen über mildthätige Bürger aufstellen und den Zugvögeln deutlich die Richtung ihres Marsches angeben, z. B. welche Gegend und welche Straße in einer bestimmten Zeit schon abgesucht worden ist. Auch sind ihnen sicherlich die Wirthe, bei denen sie ein Unterkommen finden, zu ihrem Handwerk, der Bettelei, sehr dienstbereit, damit sie die Zechen bezahlen können. Fast scherzhaft hört es sich an, welche greuliche Uebel und Krankheiten viele überstanden haben. Ein sogenannter Lehrer, der eine weiße Binde trug, um sich einen pastoralen Anstrich zu geben, klagte mir und meinem in der Nachbarstadt wohnenden Freunde vor, daß er an Erblindung des einen Auges, an Lähmung eines Armes, an Kehlkopfschwindsucht und an einem Sprachfehler leide. Die meisten sind nach ihrer Aussage hart-herzig zu früh aus irgend einem Hospital entlassen worden, gleichsam an die Luft gesetzt und einem grausamen Geschick preisgegeben. Gewöhnlich kommen sie aus der weitesten Ferne herangereist; an amtlichen Zeugnissen und genialen Empfehlungen fehlt es nie!

Zu welcher vollendeter Kunst haben sie es doch gebracht, eine Heuchlermiene anzunehmen, die Augen zu verdrehen und den Mühseligen und Beladenen zu spielen! Eines Tages kam ein sehr alter Mann zu mir mit langem, grau-weißem Bart, triefenden Auges und lahmen Knies. Er hatte gleichsam einen Prophetenmantel an, wie denn überhaupt seine ganze Erscheinung an einen Propheten Israels erinnerte. Als er mich sah, sprach er: „Der Herr segne Sie! geben Sie mir zu essen, ich habe Hunger!“ Dieser Bitte konnte ich, obwohl mir der Segensgruß zu Anfang nicht gefiel, doch nicht widerstehen. Ich ging in die Küche, schnitt an einem Soldatenbrod ein gehöriges Stück ab und legte etwas Fleisch dazu. Der scheinbar blinde Mann beschaute ganz genau das Kommissbrod und gerieth in ein wahres Entzücken. „Es ist das Brod meiner Heimath Ostpreußen!“ rief er jubelnd; „der Herr segne Sie für diese Erquickung!“ Dabei entwickelte er einen solchen Appetit, daß ich ihm gern ein zweites Brod mit Butter darreichte und ihm einen Schluck Wein hinzusetzte. Als er seinen Hunger gestillt hatte, verabschiedete er sich mit den Worten: „Der Segen Gottes komme über Sie!“ In den nächsten Tagen sah ich den sonderbaren Heiligen öfter in einer öffentlichen Anlage auf einer Bank sitzen. Auf seine Bitte, welche meist in die

Worte ausklang: „Ich bin arm, alt und blind, der Herr segne Sie!“ bekam er viele Almosen, was mich im Grunde meines Herzens recht erfreute. Doch eines Morgens sah ich, als ich in die Stadt gehen wollte, einen ganzen Trupp Landstreicher, lauter flotte Burschen, mir entgegen kommen. Voran schritt mein armer, alter, blinder Mann, aber ganz anders aussehend, als in den vorigen Tagen. Mit hohen Kanonenstiefeln angethan, mit einem Ränzel auf dem Rücken, auf dem der Prophetenmantel lag, schritt er einher; in der Hand hatte er den Wanderstab, und auf dem Kopf so ein verwegenes Abenteuerer-Hütchen. Als er bemerkte, daß ich ihn genau mit den Augen verfolgte, schwang er seinen Stock gar lustig und lachte mich laut an, als wollte er sagen: „Ha, ha, was bist Du doch hereingefallen!“ Einem andern Strolch, der durch Weinen und Jammern mich endlich dazu bewogen hatte, daß ich ihm ein Geldstück gab, sah ich von meinem Fenster aus nach. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Der Bursche schwenkte lustig seine Mütze und zeigte triumphierend das Geld einer ganzen Versammlung von Tageslieben.

Auch die beiden Gauner, welche in letzter Zeit Bilder des Gustav-Adolf-Vereins zum angeblichen Zweck eines Kirchbaues zum Kauf anboten und unter dem Versprechen, die Exemplare später nachzuliefern, viel Geld von Jedermann, selbst vom Bürgermeister, Staatsanwalt, Gendarmeriemajor und Generaladvokat eingezogen haben, verstanden es meisterhaft, durch ihr höchst vornehmes, ja aristokratisches Wesen die Leute zu bethören. Wie erstaunt war ich mit vielen Bürgern unserer Stadt aus der „Königschen Zeitung“ zu erfahren, daß die „adeligen“ Herren, denen man wegen ihres untadelhaft feinen Auftretens nichts abzuschlagen wagte, abgefeimte Betrüger waren, die ihr Lügengeschäft bis nach Berlin fortgesetzt hatten.

Allerlei Geschichten müssen den Landstreichern zum Vorwand ihrer Bettelei dienen, um Geldgaben zu erpressen, heilige wie unheilige Dinge, Noth, Elend und Krankheit, selbst der Tod. Noch vor wenigen Wochen kam ein ganz betrübt und vermeintlich aussehender Mann mit einem kleinen Kind auf dem Arm und bat um eine Gabe, indem er wiederholt jammerte. „Wir haben in Freiburg die Mutter beerdigt.“ Jedermann denkt doch bei diesen Worten, daß der Tod der Mutter des armen Kindes in allerletzter Zeit erfolgt sein müsse. Doch keineswegs; ein Todtenschein — wer weiß ob er echt war? — lautete dahin, daß die Mutter schon längst in der Erde ruhte. Der Mann machte nun seine Landstreicherreise unter dieser jämmerlich sich anhörenden Lösung: „Wir haben die Mutter beerdigt!“ Noch an demselben Morgen kam so ein Musterbild eines sonnenverbrannten Faulenzers zu mir und redete mich mit den Worten an: „Hochwohlgeborner Herr, gestatten Sie gütigst, daß ich Sie mit einer unanständigen Bitte belästige!“ Das Wort „unanständig“ genügte mir, ihm den Rücken zu weisen.

„Aus Deinen Erzählungen“, unterbrach mich jetzt ein Freund, „sehen wir, wie hochnothwendig es ist, daß

wir dieser verkommenen Gesellschaft der Landstreicher in Liebe näher treten, um sie auf rechte Bahnen zu führen. Ich kann mich noch nicht entschließen, mich gänzlich von ihr abzuwenden, ich glaube die Liebe kann doch noch manch' Gutes bei diesen Menschen erzielen!“

„Mag sein“, gab ich zur Antwort, „es gibt unzweifelhaft Menschenfreunde, die auch da noch Erfolg sehen, wo andere muthlos geworden gern zurücktreten möchten. Zu letzteren gehöre ich, habe auch viel Verbesserungsversuche gemacht, sie sind aber alle gescheitert.“ Zum Schluß noch folgendes Beispiel.

Im Jahre 1873 kam gegen Abend ein kleiner, etwa 30 Jahre zählender Mann zu mir. Er trug eine Brille und hatte ein ganz gescheides, ja gelehrtes Aussehen. In wohlgeordneter Sprache, freilich in Schweizer Mundart, setzte er mir seinen Lebenslauf auseinander, der mich zum aufmerksamen Zuhören zwang. Er war aus einem Kloster in der Schweiz entsprungen, war nach Italien entflohen, hatte im Jahre 1870 als italienischer Freiwilliger die Einnahme von Rom mitgemacht. Darauf war er, des Kriegsdienstes überdrüssig, wieder aus Italien nach Deutschland geflohen, und war, weil er deutsch, französisch, englisch und italienisch sprechen konnte, Hauslehrer eines russischen Grafen in Baden-Baden geworden; alsdann war er zur Besatzungsarmee in Belfort gezogen und hatte in dieser Festung als Lehrer einer Soldaten-Knabenschule unterrichtet.

Als er in seinem Redefluß begriffen war, setzte ich ein: „Und in Belfort haben Sie mit einem Militär wegen eines Mantels, den Sie im Kartenspiel gewonnen, ehrenrührige Geschichten gehabt.“ „Ja wohl, antwortete er ganz niedergeschlagen; „woher wissen Sie das?“ Wie zufällig hatte ich kurz vorher einen Brief von meinem Collegen aus Belfort bekommen, der mir die Mantelgeschichte zu seinem größten Verdruß erzählte, aber dem Menschen, der vor mir stand, ein gutes Zeugniß über seine Fertigkeiten ausstellte. Das offene Bekenntniß bewog mich, den Bitten des Mannes Gehör zu schenken und mich noch länger mit ihm zu unterhalten. Welch' eine Gelehrsamkeit in Theologie, Philologie und Geschichte fand ich nun bei ihm vor! Ich sagte ihm: „Es wäre Schade, wenn Ihre außerordentlichen Gaben durch ein Bummlerleben zu Grunde gingen. Ich will Ihnen zu einer Lehrerstelle verhelfen, wenn Sie mir versprechen, ein braver Mann werden zu wollen.“ Ich verschaffte ihm aus meinen Kleidern und durch Vermittlung des hiesigen Jünglingsvereins einen neuen Anzug. Er ist alsdann von dem Schulinspector unserer Stadt, der gleich mir erstaunt war über sein großartiges Wissen, in einem benachbarten Dorf angestellt worden mit den Worten: „Entweder werden Sie mein bester Lehrer oder Sie ziehen wieder ab als ein Lump!“ Doch was ist aus dem neuen Lehrer geworden? Zunächst hat er sich den Pfarrer seines Dorfes dadurch zum Feinde gemacht, daß er den katholischen Glauben der Pfarrkinder durch allerlei Unterredungen als Irrthum zu widerlegen suchte, und daß er sogar wäh-



Die Sixtinische Madonna.

(Der zu Maria aufblickende Mann ist Papst Sixtus, ihm gegenüber kniet die h. Barbara.)

Ein Altarbild, welches Rafael für die Mönche des Klosters San Sisto zu Piacenza malte. Es befindet sich jetzt in Dresden. Ein Kunstkritiker sagt darüber: „Der Jesusknabe ist das wunderbarste Christuskind, das die Kunst jemals geschaffen, voll ahnungsreicher göttlicher Gewalt und doch ganz kindlicher Unschuld. Maria trägt ihn in ihren Armen wie eine unbegreiflich räthselhafte Gottesgabe, die als eine höhere Fügung demüthig verehrt sein will.“ Die „Sixtinische Madonna“ wird von Vielen für das größte Meisterwerk der Malerei gehalten.

rend der Messe in versammelter Gemeinde Karten spielte. Auch hat das Kartenspiel ihn in Schulden bei den Dorfbewohnern gebracht, und endlich hat er mit deutschen Beamten Ehrenhändel bekommen. Ueber die Vogesen nach Frankreich ist er eines Tages entflohen.

„Nein“, so schloß ich meine Erzählungen aus dem Landstreicherleben, „ich glaube, das beste Heilmittel für die Faulenzen, die unser Vaterland bereisen und unsicher machen, ist der Hunger. Man soll all' diesen Bagabunden und Diebsgesichtern nichts geben,

damit sie von Elend und Noth gezwungen werden zu arbeiten. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Gibt es nicht in jeder Gemeinde brave Arme, die wir unterstützen müssen? Wie oft wird diesen das Schärfelein entzogen, das wir den Landstreichern geben?“

„Nun, keine Regel ohne Ausnahme!“ riefen meine Freunde mir zu. „Aber mit Vorsicht und Weisheit verfahren!“ war meine letzte Bemerkung.

Colmar.

Dr. Kocholl.

Erinnerungen aus dem französischen Militärleben¹.

(Von einem Offizier.)

3. Die Etappen.

Einfach wie die Einrichtung seines Hauses sind auch die Mahlzeiten des französischen Landmannes, wobei das Schweinefleisch am häufigsten vorkommt. In manchen bäuerischen Behausungen werden große Mengen von Speck und geräucherten Würsten — frei von der Wand herabhängend oder auf Balken und Schäften lagernd — aufbewahrt. Die Mahlzeit wird häufig mit einer Specksuppe eingeleitet, die, mit wohlriechenden Gewürzen zubereitet, sehr gut mundet. Beim Tische darf nie das Weinrüglein fehlen, das den Franzosen immer in guter Laune hält. Im Essen ist er sehr mäßig, im Trinken nicht unmäßig, aber wenn es ihm seine Mittel nur einigermaßen erlauben, läßt er den Wein nie ausgehen und das Wassertrinken verachtet er von ganzem Herzen. In Chaumont hatte es sich zugetragen, daß ich an einem Tage 2 mal von verschiedener Seite zum Versuchen eines Schweinekopfes eingeladen worden bin. Der Schweinekopf mit sammt den Ohren aufgetragen, wurde von den Gästen zerlegt und zu Salat gegessen und dabei tüchtig mit Rothwein begossen. Der Franzose liebt es, Fremde zu sich zu Tische zu laden und dieselben bewirthend über ihre Verhältnisse, ihre Herkunft, ihre Heimath, Sprache und Sitten auszufragen und läßt es inzwischen an Ermunterungen zum Essen und besonders zum Trinken nicht fehlen. — Durch das Ueberhandnehmen der Zeitungsschreiberei sind die Tagesfragen der Politik auch bis in die ärmsten Hütten gedrungen, und die heftigen Bewegungen, welche von den höheren Kreisen ausgehen, haben bis dorthin Zuckungen verspüren lassen.

Allenthalben mußte ich hören, daß die Luxemburger Frage nur aufgeschoben, und daß, um Frankreich zu retten, ein großer Krieg unvermeidlich sei. In mehreren Häusern, wo noch alte Großmütter lebten, kam es vor, daß, wenn die Familienglieder von Krieg sprachen, die alten Frauen mit ihren Erinnerungen aus den Jahren 1812 und 1815 ins Gespräch fielen und weinend von einzelnen Begebenheiten, die sie mit angesehen hatten, erzählten. Ich will hier nur einen solchen Fall kurz erwähnen. Bei einem der oben angeführten Schweinekopfsessen war ich mit mehreren jungen Leuten zu Tische und wie damals immer bei solchen Gelegenheiten wurde von

Frieden und Krieg gesprochen. Ein altes Großmütterchen saß ruhig in einer Ecke der Stube. Ueber die Schicksalschläge des Krieges wurde viel hin und her geredet und die Meinung, daß Frankreich aus einem Kriege mit Deutschland siegreich hervorgehen würde, wurde von sämtlichen jungen Leuten für sehr wahrscheinlich gehalten. Einige behaupteten, daß eine Ueberfluthung Frankreichs mit fremden Truppen wie die von 1815 nicht mehr möglich wäre, weil sich Napoleon nur dann zu einem Feldzuge entschließen würde, wenn er über dessen günstigen Ausgang sicher sein könnte. Ich behauptete dagegen, daß man mit aller Vorsicht doch große Fehler begehen könne und daß es eigentlich sehr auf die Vorzüglichkeit der Waffen ankäme, um zu entscheiden, welcher der Kriegführenden den Sieg davontrüge. Bis dahin hatte das alte Mütterchen unserer Unterhaltung zugehört, jetzt aber, als es von Waffen vernahm, traten plötzlich die alten Erinnerungen vor ihr Gedächtniß. Sie näherte sich dem Tische, wo wir saßen, und fing an, uns mit sehr lebhaften Worten die Begebenheiten zu schildern, welche sie von der Stube aus, in der wir versammelt waren, selbst mit angesehen hatte. So erzählte sie unter Andern, wie die grausamen Russen einem der Ihrigen 25 Peitschenhiebe aufgezählt hätten; dabei schilderte sie in ergreifenden Worten die großen Gestalten, die struppigen Bärte und die wilden Augen des russischen Kriegsvolkes und drückte weinend den Wunsch aus, solche Zeiten nicht mehr erleben zu müssen. Unsere Reise ging über Montbard, die Geburtsstätte des großen Naturforschers Buffon. Der Ort hat eine sehr reizende Lage. Dem Standbild Buffons, welches auf dem Schloßberge errichtet ist, habe ich einen Besuch abgestattet. Einen würdigeren Platz hätte man für dasselbe nicht wählen können; denn die Landschaft, welche man von seinem Fuße aus überschaut, findet sich nicht überall. Der Blick schweift südöstlich und nordwestlich durch das sehr blühende und durch Gewerbesleiß belebte Thal, in welchem die Brenne fließt. Die Stadt Montbard, welche dem Beschauer zu Füßen liegt, nimmt sich in der Mitte dieses Landschaftsbildes sehr gut aus. Fünfunddreißig Kilometer trennen Montbard von einem kleinen alten Städtchen, welches unverfehrt mit seinen Ringmauern

¹ Siehe Nr. 11, Seite 86.

und Thürmen aus dem Mittelalter herüber gekommen ist. Es ist Semur. Man kann es nicht Festung nennen, wenn auch seine Ringmauern und der tiefe und breite Laufgraben seine ehemalige Bedeutung genau zu erkennen geben. Ich kann hier, ohne Furcht widerlegt zu werden, ausfragen, daß Frankreich sehr wenig neugebaute Städte in seinen nordöstlichen Provinzen besitzt. Der Grund hiervon liegt wohl darin, daß Frankreich von den verheerenden Kriegen, welche andere Länder in Schutt und Asche verwandelt haben, verschont geblieben ist. Die zwei, drei feindlichen Einfälle, von welchen die französischen Geschichtschreiber so viel Wesens machen, haben bei Weitem nicht die Bedeutung eines 30jährigen und 7jährigen Krieges, welche in Deutschland ihren Schau-

platz hatten und über ein Jahrhundert lang ihre Spuren zurückließen. Das Städtchen Semur ist, wie gesagt, schadlos mit seinem ganzen mittelalterlichen Gepräge erhalten. Es bietet nichts besonders Interessantes in seinem Innern. Die elsässischen Soldaten des 11. Linienregiments haben es am Abend nach unserer Ankunft ein wenig aus seinem mittelalterlichen Schlaf aufgeweckt, indem sie, einige Hundert an der Zahl, Arm in Arm die alten Straßen auf- und abmarschierend, mit heller Stimme und im Chor elsässische und deutsche Lieder sangen. Die Einwohnerschaft, welche sich an die Fenster drängte, hatte wohl theils nie, theils seit 1815 keine solche volltönenden deutschen Chöre vernommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Kronprinzliche Familie.

Eine Freundin des Volksblattes, welche die deutsche kronprinzliche Familie persönlich kennt, schreibt uns über dieselbe:

Die Gestalt der Prinzessin Charlotte ist nicht über Mittelgröße. Eine wunderbare Lieblichkeit ruht über der ganzen Erscheinung. Ihre schöne reine Stirne schmückt herrlicher, als eine Königskrone es vermöchte, der Zauber jungfräulicher Anmuth und Bescheidenheit. Ihre großen lichtblauen Augen, das Erbtheil ihres Vaters, blicken freudig und gütig; ihre Hautfarbe ist von seltener Rosigkeit und Frische; ihr reiches blondes Haar einfach und ohne fremden Schmuck gezöpft, wie denn überhaupt die edle Einfachheit ihrer Kleidung und Haltung von Neuem einen ehrenden Beweis für den gefunden schlichten Sinn ihrer hohen Eltern gibt. Ihre Stimme ist wohlklingend; mitunter, wenn ihr die einer Prinzessin unseres kaiserlichen Hauses gebührenden Ehrenbezeugungen entgegengebracht werden, zeigt sich eine sie gar reizvoll kleidende mädchenhafte Schüchternheit und Bescheidenheit in ihrem Wesen.

In Einem Worte zusammengefaßt, unsere Prinzessin Charlotte macht den Eindruck eines lieben einfachen echt deutschen Mädchens, sie ist das schöne Urbild der immer mehr und mehr unter dem eiteln Plunder fremder Moden und Sitten verschwindenden, echten deutschen Frauengestalten, die wir wohl mit Recht als eines der schönsten Erbtheile unseres Volkes bezeichnen dürfen.

Was das Familienleben des kronprinzlichen Hauses betrifft, so kann es für jede Familie als Muster aufgestellt und zur Nachahmung in jeder Hinsicht empfohlen werden. Mit würdiger Haltung steht unser Kronprinz seinem Hause vor. Die fröhliche Kinderschaar, die gewöhnt ist, auf einen Wink des väterlichen Auges zu gehorchen, findet nicht nur in ihm den Belehrender und Ermahner, sondern den fröhlichen Theilnehmer an ihren kindlichen Interessen, ja sogar an ihren Spielen. Niemand fühlt sich unser Kronprinz wohlher und beglückter, als wenn er seine „lieben Sieben“ alle um sich hat und im Verein mit seiner geliebten Lebensgefährtin sich ihnen ganz widmen kann. Eine bessere, liebevollere Mutter als unsere Frau Kronprinzessin findet sich nicht leicht. Mit unermüdblicher Sorgfalt widmet sie ihre

ganze Zeit, ihr volles Interesse, ja ihre Nachtruhe den Kleinen, die bis zu dem Zeitpunkte, da sie laufen können, nicht eine Stunde der mütterlichen Pflege entbehren. Jetzt sind die beiden jüngsten Kinder Sophie und Margarethe, im Familienkreise „Kriegs- und Friedenskind“ genannt, schon über das zarteste Alter hinaus, und das „Friedenskind“ ist im Laufe des letzten Sommers „tafelsähig“ geworden, d. h. sie darf mit den Eltern am Tisch essen, was auch einen lobenden Gegensatz zu der jetzigen Erziehung vornehmer Häuser bildet, wornach die Eltern, um nicht von Kinderlärm gestört zu sein, die Kleinen in ferne Räume verbannen, wo ihnen unter der Aufsicht gewissenloser Wärterinnen das oft verkürzte Mahl gereicht wird.

Bis in's Kleinste umgibt die Kronprinzessin die Kinder mit ihrer Sorgfalt. Ihre Kleidung, ihre Unterrichtsstunden, ihre Spiele, Alles überwacht sie persönlich, und die Kinder lohnen es ihr reichlich durch herrliches Gedeihen, durch schönes gesundes Entfalten an Körper und Seele.

In den Sommernachmittagsstunden wandert die fröhliche Kinderschaar in Begleitung der Mutter, nicht selten auch in der des Kronprinzen, nach der bei Potsdam gelegenen Milcherei der Frau Kronprinzessin. Dort wird auf grünem Rasen an ländlichen Tischen und unter schattigen Bäumen den Kindern von der Mutter das Bespermahl — aus Milch und Brod bestehend — gereicht, und dann tummelt sich das kleine Volk nach Herzenslust umher. — Tauben, Kaninchen, Hühner, Enten, Alles wird dorten auf's Liebevollste von den Kindern gefüttert und gepflegt, ja sogar ein junges Reh, welches der Jäger mit aus dem Walde gebracht, wurde vergangenes Jahr zum Jubel der Kinder daselbst mit der Milchflasche aufgefüttert und ist köstlich bei der fürstlichen Pflege gediehen. — Hier ist auch der fröhliche Tummelplatz, an dem alljährlich das Kinderfest für das zu dem Gute gehörende Dorf abgehalten wird, und auf dem grünen Rasen vor dem Milchhofe kann man alljährlich die kleinen Prinzen und Prinzessinnen von Preußen nach Herzenslust und in kindlicher Fröhlichkeit mit den kleinen Bauernjungen und Mädchen tanzen sehen.

Zur Weltlage. — Der Friedensvertrag von San Stefano, durch welchen der russisch-türkische Krieg seinen Abschluß fand, ist dieser Tage veröffentlicht worden. Er trägt das Datum des 3. März und beginnt mit den Worten: „S. Majestät der Kaiser von Rußland und S. Majestät der Kaiser der Osmanen, befehl von dem Wunsche, ihren Ländern und ihren Völkern die Segnungen des Friedens zurückzugeben und jeglicher neuen Verwicklung, die denselben bedrohen könnten, vorzubeugen, haben zu Bevollmächtigten ernannt“ u. s. w. Auf Grund dieses Vertrages werden: 1) Montenegro, Serbien und Rumänien als unabhängig anerkannt; 2) wird die Bulgarei zu einem selbstständigen tributpflichtigen Fürstenthum gemacht mit einer christlichen Regierung und einer Volksmiliz; sie wird etwa 3500 Quadratmeilen, also ungefähr ebenso groß sein wie alle Staaten des Deutschen Reichs außer Preußen zusammengenommen und 5 1/2 Millionen Einwohner zählen. Der Sultan wird in Europa nur noch über ein Ländergebiet von etwa 3200 Quadratmeilen Größe herrschen, jedoch auch über dieses nicht in voller Machtherrlichkeit; denn er mußte 3) versprechen, auch hier bestimmte Ordnungen einzuführen. 4) Als Kriegsschädigung und Ersatz für die von Rußland erlittenen Verluste werden der Türkei 1410 Millionen Rubel angerechnet; davon darf sie 1100 Millionen Rubel durch Gebietsabtretungen in Europa und Asien entrichten. 5) Alle

Festungen an der Donau werden geschleift werden. 6) Der Bosphorus und die Dardanellen werden in Kriegs- und Friedenszeit den Handelsschiffen neutraler Staaten, die von russischen Häfen kommen oder dorthin bestimmt sind, offen bleiben. 7) Die Kriegsgefangenen werden wechselseitig ausgetauscht. 8) Besondere Bestimmungen sind noch getroffen für die osmanischen Unterthanen, welche während des Krieges den Russen Unterstützung gewährten (sie dürfen dafür nicht bestraft werden), für russische Geistliche, Pilger und Mönche, welche sich in der Türkei aufhalten (sie genießen dieselben Rechte wie die fremden Geistlichen, welche einer andern Nationalität angehören) u. A. m.

Es ist ein für die Türkei harter Vertrag, welchen ihre Friedensunterhändler unterzeichnen mußten. Das letzte Wort in diesen Fragen ist jedoch noch nicht gesprochen; mehrere europäische Mächte, besonders England und Oesterreich, müssen großen Werth darauf legen, daß Rußland nicht allzusehr erstärke, auch dauert der Kampf zwischen den Aufständischen griechischer Nationalität und den Türken noch fort; denn nachdem Rußland sich zum Hort für die slavischen Bewohner der Türkei aufwarf, möchten sich nun auch die Griechen ihre Unabhängigkeit von der osmanischen Herrschaft erkämpfen. Ob es dem Congreß, dessen Beginn immer noch nicht feststeht, gelingen wird, die verschiedenartigen Wünsche in Einklang mit einander zu bringen, wird die Zukunft lehren.

Auflösung der Prachmanbelen in Nr. 12: S. Schneemann. — G. Schäfersen. Schläschen.

Die werthen Abonnenten, welche das Volksblatt weiter zu beziehen wünschen, ihre Bestellung aber noch nicht erneuerten, werden ersucht, dies nunmehr zu thun, da vorliegende Nummer die letzte des 1. Vierteljahrs ist. Die Bezugsbedingungen enthält die vorige Nummer, auch stehen sie kurz an der Spitze dieses Blattes. Dankbar wäre der Herausgeber den Freunden desselben, wenn sie es im Kreise ihrer Bekannten verbreiten wollten; nur eine sehr große Anzahl von Abonnenten ermöglicht bei diesem billigen Preise die Herstellung des Blattes ohne allzu bedeutenden Verlust.

Anzeigen.

W. Spindler's Färberei, Druckerei und chemische Reinigungsanstalt,

**Konnewald's vorzüglichen Thee,
Sprengel's reines, entöltes Cacaopulver**
empfehlen

**L. Meyer-Nicolay,
Straßburg i/G., Brandgasse 6,
gegenüber der Mairie.**

Als passende

Oster- und Confirmationsgeschenke

empfehlen eine reiche Auswahl prachtvoller Bilder und Buchzeichen mit Blumeninitialen u. christl. Sprüchen (6 Größen), à 2.50 M., 1 M., 75 Pf., 40 Pf., 25 Pf., 10 Pf. per Stück, ferner feine Briefpapiere mit Monogramm in eleganten Cartons à M. 1.80 und M. 1.60

**Müller-Vogtenberger,
Gravir- u. Prägeanstalt,
Straßburg i/G., Rabenplatz, 5.**

In der Zimmer'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kaiserbüchlein. Kaiser Wilhelm als Christ.
Preis: 20 Pf., 11 Ex. 2 M., 25 Ex. 3 M.
75 Pf., 100 Ex. 12 M.

Herausgeber: Dr. Chr. S. Göttinger; Straßburg im Elsaß. — Druck und Expedition von G. Fischbach.

Griechische Weine.

Unterzeichnetes Haus beschäftigt sich mit deren Einfuhr. Um das Bekanntwerden derselben zu erleichtern, versende

1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten
**Camarite, Corinther, Ella, Kalliste, Vino di Bacco,
Vino Santo, Misistra Malvasier, Achaja Malv. weiss
und roth, Vino Rosé.**

Flaschen und Kiste frei à **M. 17. 10.**

Unbedingte Bürgschaft für Reinheit und Aechtheit. Preisbrochüre auf Wunsch franco.

Neckargemünd. J. F. Menzer.

In dem Schottischen Saale in Straßburg, Schlossergasse 14, wird am Sonntag, den **31. März**, Nachmittags **4 Uhr** in der **deutschen Sprache Gottesdienst** abgehalten werden.

Pastoria.

21) Für das Stiftungshaus gingen in 1885 Gaben 2336 R. ein.

— Chr. S. Göttinger —
Jesus Christus u. seine Kirche.
106 Bilder.
Im Buchhandel 1 M., beim Verleger
in Straßburg i. E. 80 Pf.

— Der Krieg 1870—71. Mit
64 Porträts u. vielen Denksprüchen.
2. Auflage. 1 M. 60, beim Verleger
1 M. 30. — Biersack für Schüler be-
geht und empfohlen (S. 22. März 10).

Von beiden Schriften nahezu 40,000 Exemplare verbreitet.